aller Ahnungen von einem höheren geistigen Wesen sey, zu welcher sich die düstere Stumpfheit indianischer Betrachtung erheben könne. Schmerzlich bleibt dann vor Allem die Bemerkung, dass Liebe und Vertrauen auf ein höheres, ihre Schicksale leitendes, Wesen sich viel weniger im Gemüthe dieser Menschen ankündige, als starre Furcht vor einer bösen, feindlichen Gewalt. Minder schrecklich als *Jurupari* ist der *Gurupira*, ein neckischer Waldgeist, welcher den Indianern unter allerlei Formen begegnet, sich mit ihnen wohl auch in Gespräch einlässt, feindliche Gefühle zwischen einzelnen Personen erweckt oder unterhält, und mit Schadenfreude dem Ungemache oder Unglücke der Menschen zusieht. Als ich in der *Barra do Rio Negro* einst einen gewandten Indianer, der von den Fluren am Rio Branco hierher gekommen war (*Indio camponez*), auf eine Excursion in den Wald mit mir nahm, verlor er, von Jugend auf an die offenen Fluren gewöhnt, in der Nacht des Waldes den Weg, und wir irrten einige Stunden lang umher, wobei seine Aengstlichkeit immer mehr zunahm. Tief einherziehende Gewitterwolken erkälteten die Luft, und machten eine Eidechse vor Erstarrung auf meinen Nacken herabfallen. Von diesem Augenblicke an war es um die ruhige Ueberlegung des Indianers vollends gethan. *Aiqué tima catú*, *aiqué Gurupira*, (Hier ist es nicht geheuer, das ist der Gurupira!) murmelte er zwischen den Zähnen, und mit Entsetzen sah er, wie ich den vermeinten Dämon in meiner Botanisircapsel aufbewahrte. Wir verloren uns immer tiefer in den Wald, und da endlich mein erschrockener Führer bis zur Hälfte des Leibes in einen mit Gras bewachsenen Sumpf versank, blickte er mit der sprechenden Gebärde auf mich zurück, als sey er schon in der Macht des Unholdes. Er zitterte am ganzen Leibe, und ich konnte ihn nur langsam, nach mehrmaligem Ausruhen, vorwärts bringen, bis ich so glücklich war, das Ufer des Stromes wieder zu gewinnen. Noch scheuer war ein Indianer vom Stamme der *Catauaxis*, mit welchem ich in *Coarí* botanisiren ging. Jeder krumme Ast oder abgestorbene Baumstrunk, jede seltsame Verschlingung von Sipôs erschreckte ihn, und seine Furchtsamkeit schien in dem Grade zuzunehmen, als sich, mit Verzögerung der Rückkehr,

die Sensationen des Hungers bei ihm einstellten. Er fand sich nicht eher zurecht, als bis er auf einen mit essbaren Früchten beladenen Baum (*Pama*) stiess, über dessen rothe Beeren er mit Heisshunger herfiel. Sobald er sich hier genug gethan hatte, nahm sein Muth wieder zu, und es schien, als wären die phantastischen Gebilde seiner Furcht nur aus dem leeren Magen aufgestiegen. So wie der *Gurupira* die dichten Wälder unsicher machen soll, halten die Anwohner der grossen Flüsse die Gewässer von anderen Unholden bevölkert, welche sie *Ypupiara* nennen. Dieses Wort, eigentlich Herr des Gewässers, ist wohl dasselbe, welches von den tief im Innern des Landes wohnenden Indianern für ein mit rückwärts stehenden Füssen oder mit einem dritten aus der Brust hervorgewachsenen Schenkel versehenes Unthier (Waldteufel, vergl. S. 1092.) gebraucht wird, dem man um so näher komme, je weiter man sich von ihm zu entfernen glaube, und das seine Wuth an dem einsamen Wanderer auslasse, indem es ihn mit verschränkten Armen erdrossele. Wenn ein schlafender Indianer, von einem Krokodil aus dem Kahn ins Wasser gezogen, verschwindet, so ist diess das Werk des bösen *Ypupiara* gewesen. Ein Dämon von einer ganz untergeordneten Natur ist der *Uaiuára* (etwa Waldherr?) der den Indianern gewöhnlich unter der Gestalt eines kleinen Männchens oder eines gewaltigen Hundes mit langen, klappernden Ohren zu erscheinen pflegt. Er lässt sich, wie das wilde Heer in der deutschen Sage, am furchtbarsten um Mitternacht vernehmen. Vielleicht ist dieses Gespenst der *Luvishomens* der Einwanderer. Auch die Irrlichter, welche die Portugiesen unter der Form eines kopflosen Pferdes darstellen, sind ihnen feurige Gespenster (*Baêtatá*). So hat die verdüsterte Phantasie des rohen Urmenschen America's ihn von allen Seiten mit Larven und furchtbaren Gestalten umgeben, von deren Einflusse sich seine eingeschüchterte Gemüthsart nie befreien kann; und in allen Handlungen hat er Furcht und Schrecken zu steten Begleitern. Auch kennt seine Sprache das Wort Schreckniss (*Mocakyjaçaba*). Vielleicht durch diese Gespensterfurcht veranlasst, hängt er hie und da Gegenstände aus seinem täglichen Leben, z. B. Waffen, Büschel von Kräutern oder Vogelfedern,

in der Einsamkeit des Waldes auf, entweder als stilles Opfer, den schwarzen Mächten zur Sühne dargebracht, oder als ermuthigende Zeugen, dass diese, an düsteren Eindrücken so reiche, Einsamkeit, bereits schon von menschlichen Wesen durchwandert, dadurch dem Einflusse böser Dämonen entzogen sey.

Unsere Ausflüge in die Nachbarschaft der Villa machten uns mit einer von der bisher beobachteten deutlich verschiedenen Natur bekannt. Vorzüglich die numerischen Verhältnisse in der Vertheilung der Pflanzen nach gewissen Gruppen oder Familien sind es, wodurch der Naturforscher darauf hingewiesen wird, dass er an der Schwelle eines Stromgebietes wandere, welches von dem des Amazonas verschieden sey. Erfreulich konnte uns besonders seyn, statt der verwirrten und gleichsam unreinlichen Vegetation an jenem Strome eine grössere Menge heiterer, glänzender Formen und ein Vorherrschen aromatischer Bestandtheile wahrzunehmen. Myrten, Bignoniaceen, Swartzieen, Rubiaceen und Lorbeerarten werden hier bemerkbar häufiger. Unter den merkwürdigen Gewächsen dieser Gegenden fanden wir die Carajurú (*Bignonia chica*, *Humb.*), woraus eine der Indigobereitung ähnliche Procedur eine treffliche rothe Farbe gewinnt, welche von den Indianern in Kuchen von vier bis sechs Zoll Durchmesser zusammengeballt und in Beutel von Baumbast eingewickelt in den Handel kommt. (2.) In der Nähe des Stromes waren einige Cacaoplantagen angelegt worden, welche wir bei unseren Streifereien besuchten. Die Zahl der wilden Cacaostämme ist am *Rio Negro*, und vorzüglich im oberen Gebiete desselben, bei weitem geringer, als am Amazonas, vorzüglich zwischen Obydos, Santarem und von da abwärts bis zu den Inseln des Tocantins, auch wird behauptet, dass er minder reiche Erndten gäbe, und leicht wieder aussterbe. Aus diesem Grunde wird er auch hier mit weniger Vorliebe angebaut, und man hält das Land mehr geeignet für Caffe, Taback und Zuckerrohr. Die Pflanzungen waren in regelmässigen Reihen, etwa fünfzehn Fuss von einander, angelegt, und die Bäume in einer Höhe von zwanzig Fuss abgestutzt worden. Reinlichkeit des Grundes und das frische, saftige Grün des Laubes machen den Anblick einer

wohlgehaltenen Cacaopflanzung überaus freundlich. Die Bäume fingen gerade jetzt an, abzublühen. Die darauffolgenden Früchte reifen im Februar und März. Bei cultivirten Bäumen tritt später eine zweite Blüthe ein, deren Früchte im August reifen; aber von wildwachsenden wird nur eine Lese, in den ersten Monaten des Jahres, gemacht. Es ist nicht selten, dass ein guter Baum auf einmal zehn bis zwölf Früchte trägt; jedoch ist es schwer ein Normalmaass für einen einzigen Baum anzugeben; in ganz gleichen Lagen liefert der eine jährlich sechs bis acht, und ein anderer nur ein bis zwei Pf. In den Jahren grosser Ueberschwemmung ist die Erndte reicher. Dreijährige Bäume bringen schon Früchte. Auf tausend Bäume rechnet man im Durchschnitte jährlich 5o Arrobas trockner Bohnen. Die reifen Cacaofrüchte, welche kleinen Kürbissen ähnlich sind, werden in der Mitte aufgeschnitten, und die herausgenommenen Saamen auf einem groben Sieb gerieben, um den zuckersüssen Saft abzusondern, der in ihrem schleimigen Ueberzuge enthalten ist und von den Indianern als ein angenehmes Getränke geschätzt wird. Bei diesem Geschäfte nehmen die Indianer ohne Unterlass einige Saamen in den Mund, um sie auszusaugen. Nach dieser Operation wird der Cacao auf Flechtwerk von Marantastengeln (*Tupé*) getrocknet. Der wilde Cacao (*C. bravo*) ist stets schwerer und bitterer, als der in künstlichen Anpflanzungen erzeugte (*C. manso*), nicht selten sind seine Bohnen auch kleiner. In den Pflanzungen selbst verkauft man die Arroba zu 1,000 Rëis. Wir fanden daselbst auch mehrere Tamarindenbäume, welche sehr hoch und kräftig gewachsen waren, und eine reiche Lese geben sollen. Man pflegt hier zu Lande Tamarindenmark mit Zucker einzumachen, um es statt der Limonade zu gebrauchen. Auch Orlean, Copaivabalsam, elastisches Gummi, Tonca- und Pechurimbohnen werden von hier nach Pará gesendet, aber bei weitem bedeutender ist der Handel mit Salsaparilha und, seit einiger Zeit, auch mit Baumwolle und Caffe. Weder der Toncabaum, hier *Cumarú* genannt (*Cumaruna odorata*, *Aubl.*), noch der Pechurimbaum sind bis jetzt angebaut; ihre Saamen werden von den Indianern, besonders am oberen *Rio Negro*, gesammelt, und in kleinen Quantitäten nach der

Barra gebracht. Ich war so glücklich, die Pflanzen selbst beobachten zu können, und erlangte dadurch die Gewissheit, dass die sogenannten grossen und kleinen Pechurimbohnen von zwei verschiedenen Bäumen herstammen. (Vergl. Anmerk. 2.) Auch die Vanille, wovon nur ganz kleine Bündel, mit Schlingpflanzen in Blätter eingebunden, durch die Indianer zu Markt gebracht werden, ist die Frucht mehrerer verschiedenartigen Gewächse, die die Untersuchung eines späteren Botanikers erwarten. Unsere Spaziergänge führten nicht selten auf einem verwachsenen Waldwege, westlich von der Villa, zu dem *Riacho da Cachoeira*, einem Waldbache, der über ein Riff von röthlichem Quadersandstein herabstürzend, eine anmuthige Cascade bildet. Das Wasser hatte hier gewöhnlich 19,5° bis 20° R., eine Temperatur, die gegen den mittleren Wärmestand der Gewässer des Amazonas (= 26° R.) bedeutend abstach, und uns die Genüsse eines nordischen Bades gestattete. Eine prachtvolle Mannichfaltigkeit von Blumen und Bäumen umhegt das Wasserbecken, so dass für uns Naturforscher die gepriesensten Bäder Italiens von geringerem Reize gewesen wären. Ich habe versucht (*Palm. t.* 52.) ein Bild jener zauberhaften Einsamkeit zu entwerfen. Wenn wir uns in den Wäldern weiter von der *Barra* entfernten, ward eine Begleitung bewaffneter Indianer nothwendig geachtet, weil die Gegend nicht selten von Onzen durchstreift wird. Zur *Barra* zurückgekehrt, belohnten wir die Begleiter durch einige Flaschen Branntwein, und ermunterten sie, ihre Gesellschaftsspiele zu spielen. Unter diesen ist der Fischtanz (*Pira Poracéya*), dessen Musik wir in der Musikbeilage gegeben haben, das beliebteste. Die Gesellschaft schliesst einen Kreis um Einen, der den Fisch vorstellt, und vom Chor gefragt wird, welche Art von Fisch er sey, worauf er antwortet: ich bin eben ein Fisch. Während der Kreis alle Namen von Fischen im monotonen Gesang absingt, und dem Gefangenen mit dem Betäubungsmittel des Timbó oder mit Fischreussen droht, sucht dieser den Reihen zu entschlüpfen, und wo es gelingt, muss Derjenige in den Kreis eintreten, dessen Nachlässigkeit die Flucht gestattete. So einfach dieses Spiel ist, so fesselt es dennoch die Indianer ganze Tage lang, besonders wenn irgend ein

geistiges Getränke vorhanden ist, ihre Fröhlichkeit zu steigern. Ein anderes Spiel, dem die Indianer mit noch grösserer Leidenschaft nachhängen, kommt dem Würfelspiel nahe. Sie haben eine Anzahl kleiner, auf den verschiedenen Flächen mit mehr oder weniger Kerben versehener Stäbe (*Ymyra jemossaraitaba*); diese werfen sie, auf den ebenen Boden gelagert, in die Höhe und Derjenige gewinnt, dessen Hölzchen beim Herabfallen die meisten Kerben aufweiset. Obgleich von den Geistlichen strenge verboten, wird es dennoch überall gespielt, wo sich die Indianer allein und unbelauscht glauben. Diese Menschen sind, obgleich einsylbig und stille in ihren häuslichen Verhältnissen, einer offenherzigen Cameradschaft zugänglich, und so fanden auch unsere Begleiter gar bald Bekannte, die sich mit ihnen an den Abenden durch jene Spiele unterhielten. Auch fremde Indianer, welche Tauschartikel in die Ortschaft brachten, schlossen sich nicht ungerne an. Unter diesen fand ich einen *Aroaquí* mit sehr verlängerten Ohren, der erlaubte eine Skizze von seiner ächtindianischen Gesichtsbildung zu nehmen. (S. im Atlas die Figur „Aroaqui"). Mit andern Indianern von *Tarumá*, einer benachbarten, von dem vorigen Gouverneur angelegten Plantage, kam einstmal auch ein fünfzehnjähriges Mädchen, die Tochter eines dort aldeirten Paares, die durch vollkommen weisse Haupt - und Augenbraunen-Haare und durch eine rothe Pupille das vollständigste Bild eines Kakerlaken darstellte. Sie schien kränklich und verkrüppelt, vielleicht von früher erlittenen Gewaltthätigkeiten und von Vernachlässigung, da die Indianer solche, unter ihnen seltene Missgeburten verabscheuen, und bisweilen bald nach der Geburt umbringen.

Obgleich das Terrain in dieser Gegend des *Rio Negro* bedeutend höher, als das des Amazonas ist, sind dennoch die Igarapés, jene schmalen, tief landeinwärts unter einander communicirenden, Canäle auch hier so häufig, das wir uns durch sie in unseren Wanderungen nicht selten beschränkt sahen. Desshalb zogen wir vor, wie bei Pará, unsere Excursionen in leichten Kähnen längs dem Ufer hin zu machen, und beschlossen einen weiteren Ausflug nach *Manacarú*, der Plantage

unseres Freundes Zany, eine starke Tagreise von der *Barra* am südlichen Ufer des Amazonas, der oberhalb seiner Vereinigung mit dem schwarzen Flusse, von den Portugiesen *Solimoês* genannt wird. Wir verliessen die *Barra* eines Abends, in Begleitung unseres Gastfreundes und des Herrn Gouverneurs, welcher überdiess einen Besuch in den Fischereien der Regierung vorhatte. Die Fahrt von einigen Stunden brachte uns aus den dunkelbraunen Gewässern des *Rio Negro* in den Amazonas, auf eine ausgedehnte Sandbank, die *Praya do Catalâo*, wo die Hangmatten an eingerammelten Pfählen aufgehängt, und die meisten Indianer mit Fischfang beschäftigt wurden. Während wir ihnen bei dieser heiteren Arbeit zusahen, kamen Einige unter ängstlichem Geschrei, dass eine *Jacarénamboya* umherfliege, vom Innern der Sandinsel hergerannt, stürzten sich in den Strom, und tauchten so lange, als es ihnen möglich war, darin unter. Zu unserem Erstaunen vernahmen wir, dass die Indianer den Laternenträger für ein höchst giftiges Insect hielten, und sich vor den Stichen desselben auf diese Weise zu sichern suchten. Die seltsame Gestalt des Thierchens hat bei so abergläubigen Menschen diese ungegründete Furcht, und wahrscheinlich auch den Namen, der so viel als Krokodilschlange bedeutet, veranlasst. Wir fingen noch an jenem Abende einige derselben, zum grössten Graus der Indianer. Der Laternenträger (*Fulgora laternaria, L.*) fliegt schnell, in grossen Kreisen, und erscheint besonders am Abend über den Sandinseln. Wir haben niemals bemerkt, dass er leuchte; auch wissen davon die Indianer nichts. Phosphorescirende Käfer (*Caca lume*) sind auch am Amazonas und seinen Beiflüssen häufig; jedoch erinnere ich mich nicht, die Erscheinung hier so häufig und wunderschön, als namentlich in den Wäldern der Serra do Mar, beobachtet zu haben, wo die Zahl der Leuchtkäfer gross genug war, um die Umrisse der Gebüsche deutlich zu machen, durch welche sie hin und her kreisten. (4.) Am folgenden Morgen setzten wir die Reise am nördlichen Ufer des *Solimoês* stromaufwärts fort, und passirten die der Regierung zugehörige Caffeplantage von *Caldeirâo.* Obgleich die Anlage erst wenige Jahre bestand, lieferte sie doch jährlich schon dreihundert Arrobas

eines ganz vortrefflichen Caffe's. Die Bohnen sind gross, schwer und sehr aromatisch, so dass der Caffe von Rio Negro bei zweckmässiger Zubereitung eine beliebte Sorte werden dürfte. *Manacarú* liegt auf der südlichen Seite des *Solimoês*, wohin wir nun zwischen ausgedehnten Inseln übersetzten. Am Spätabend traten wir in einen Canal (*Paraná-mirim* (d. i. kleiner Fluss; so heissen in Rio Negro die Nebenäste und Verbindungscanäle der Flüsse, welche gemäss einer grösseren Wassermenge nicht mehr *Igarapés*, d. i. Kahnwege, genannt werden können,) auf welchem wir, ohngefähr eine halbe Meile landeinwärts, bis zur Fazenda unseres Freundes gelangten. Das Terrain, etwa zwanzig Fuss über den Wasserspiegel erhaben, ist nur in den, mit vielen natürlichen Abzugsgräben durchzogenen, Niederungen den jährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt, und daher jeder Art von Cultur fähig. Der Eigenthümer hat bereits 20,000 Caffe- und eben so viele Cacaobäume in Reihen gepflanzt, welche einen grossen Raum hinter dem Wohnhause einnehmen. Vor diesem stehen, in ein Viereck vereinigt, die Hütten zur Aufbewahrung der Erndten, die Spinnstube und Schmiede, und zur Seite die Wohnungen der Sclaven und der Indianer. Sr. Zany hatte vorzüglich *Passés*, *Juris* und *Macunás* in seinem Dienste, die er veranlasst hatte, aus den Wäldern am Rio Yupurá zu ihm herabzukommen. Die beiden ersten Stämme, gewöhnlich *Yuru-pixuna* (Schwarzmäuler) genannt, zeichnen sich durch Fleiss, Geschicklichkeit und Anhänglichkeit an ihre Pflegherrn aus. Alle diese gezähmten Indianer zeigten einen frohen und heiteren Ausdruck, die Folge ihres jetzigen, so günstig gegen die Sorgen und Unruhe in den Wäldern abstechenden, Zustandes. Die in der Nähe von *Manacarú* angesiedelten *Muras* hatten kaum unsere Ankunft vernommen, als sie bei dunkelnder Nacht in grosser Anzahl mit der Absicht herbeikamen, gegen die Freudenbezeugung wegen Rückkehr ihres Schutzherrn einige Flaschen Branntwein zu erhalten. Es waren etwa sechzig Personen, Männer, Weiber und Kinder. Die Erwachsenen erschienen zwar insgesammt bekleidet, aber ihr unreinlicher Aufzug, besonders die wildverwirrten Haare, welche über die schwarz- und rothbemalten Gesichter hinabhingen, liess

errathen, dass diess wider ihre Natur und nur auf Befehl unseres Wirthes geschehe. Sobald der Mond aufgegangen war, ordneten sie sich im Hofe zum Tanz an. Sie bildeten, einander bei den Händen fassend, einen grossen Kreis, der auf der einen Seite die Weiber und Kinder, auf der andern die Männer enthielt. Wenn der Anführer (*Principal, Tuxaua*), ein stämmiger Mann, dessen Auszeichnung in einem Büschel schwarzer und gelber Federn bestand, die er am Vorderkopfe angebunden hatte, das Zeichen gab, so bewegte sich der Kreis, im Dreischlag stampfend, bald rechts bald links herum, dabei ertönte das *Turé* und ein furchtbares Unisono, das Männer und Weiber bald abwechselnd bald gemeinschaftlich hervorschrieen. (S. Tänze der Muras in der Musikbeilage n. 5. und 6.) Der Wechselgesang ward uns folgendermaassen übersetzt: die Männer: „Hier ist dein Teufel; wer will mich heurathen?“ Die Weiber: „Du bist ein hübscher Teufel; alle Weiber wollen dich heurathen. *) Dieser fast Stunden lang fortgesetzte Tanz und das wilde Geschrei der ausgelassenen Menge begann endlich auch unsere zahmen Indianer zu erhitzen. Sie erbaten sich einen eigenen Tanzplatz und fingen an, fast mit gleicher Ausgelassenheit umherzuspringen, wobei sie folgenden einfachen Gesang wiederholten: *Xe kyryretá poranga-eté oerá taguá maiabé.* (Meine Brüder sind schöner als ein gelber Vogel). Je länger die Festlichkeit dauerte, um so mehr nahm die bacchantische Wuth der Tanzenden zu. Keine Abmahnung vermochte sie zurückzuhalten, so dass wir uns lange schon zur Ruhe zurückgezogen hatten, während ihr wilder Lärm fortdauerte. Am andern Morgen fanden wir ziemlich spät unsere Leute in ihren Hangmatten, und bei einem Besuche in dem Bivouac, den die *Muras* südlich von der Fazenda an der *Lagoa de Manacarú* aufgeschlagen hatten,

---

*) In der Lingua brasilica heissen diese Worte so: Ike cecói ndé juruparí; matá momendár potár xe-irupamó? — Ndé juruparí poránga, cunháetá pabé momendár potár ndé-irunamó. Nach dem verdorbenen Dialekte, der von den Indianern am Rio Negro gesprochen wird, lauten dieselben Worte so: Pussucu éné juruparí; matá umenar putar sairúm? — Iné juruparí poránga, coinángetá paué umenár putár neirúm. Dieses Beispiel mag beweisen, wie sehr die Lingua geral im Munde des Volkes von dem ursprünglichen Typus abgewandelt wird.

erfuhren wir, dass sie Alle am Frühen Morgen ein Bad genommen, und sich dann in ihre Hütten begeben hätten, wo wir die Männer schlafend, die Weiber mit Kochen beschäftigt, antrafen. Mehrere dieser herumziehenden *Muras* werden als gewandte Fischer von den benachbarten Ansiedlern benützt; denn überhaupt sind alle Höfe in diesen Gegenden auf Fischfang eingerichtet und berechnet; so auch hier in *Manacarú*. Ein Ableitungscanal der *Lagoa de Manacarú*, welcher sich in den Stromast mündet, auf welchem wir angekommen waren, ist in der Nähe der Wohnungen mit einem Dache für die Canoas und einem Gerüste versehen, worauf die gefangenen Fische ausgeweidet und eingesalzen werden. Solche Fischereien sind vorzugsweise auf den Fang des *Pirarucú* berechnet, weil dieser grosse, oft fünfzig bis sechzig Pfunde schwere, Fisch sich am meisten zum Einsalzen und Trocknen eignet. Man erlegt ihn mit dem Harpun, oder mit Pfeilen; seltener wird er in Netzen gefangen. Die Zubereitung in der Fischerei (*Pesqueiro*) ist einfach und schnell. Kopf, Eingeweide, Rückenwirbelsäule und Schuppen werden in das Wasser geworfen; das Fleisch wird in grossen Stücken von den Knochen abgeschnitten, gesalzen und an der Sonne, oder auch über einem Feuer getrocknet. Unglaublich gross ist die Menge dieses Fisches, welche alljährlich in den, theils der Regierung gehörigen, theils von Privaten unterhaltenen, Fischereien eingesalzen wird. Er vertritt hier vollkommen die Stelle des Stockfisches, und macht die wichtigste Speise der arbeitenden Classe aus. Hier, in dem menschenarmen Rio Negro, kostet die Arroba des getrockneten Fisches nur 500 Rëis; aber seine Fischerei wird um so einträglicher, je mehr davon in die untere Provinz versendet werden kann. Die übrigen, kleineren Fische werden in geringerem Verhältnisse gesalzen und getrocknet, aber um so häufiger frisch verzehrt. Mehrere Arten der hiesigen Fische, namentlich aus der Abtheilung der Salmen, sind von trefflichem Geschmacke. Die Fischerei des *Pirarucú* wird am vortheilhaftesten in denjenigen Monaten getrieben, wenn der Strom entleert ist, und Gleiches gilt von dem Delphin (*Delphinus amazonicus*, *nobis*, 5.), der uns in den Gewässern des Amazonas um so häufiger erschienen war, je weiter

wir uns nach Westen begeben hatten. Es ward beschlossen, hier auf diese beiden Thiere für unsere Sammlung Jagd zu machen, und schon am ersten Tage ward ein grosser Delphin herbeigebracht, den die *Muras* harpunirt hatten. Dieser Delphin bewohnt die tiefen klaren Buchten des Stromes und seiner Confluenten, vorzüglich da, wo die Ufer steinig sind oder aus festem Letten bestehen. Nicht selten erschienen uns an solchen Orten ganze Rudel derselben, pfeilschnell an der Oberfläche des Gewässers herumschwimmend, untertauchend und im Heraufkommen plätschernd Wasser um sich herspritzend. Sie erheben bisweilen nicht blos die spitzige Schnautze, sondern auch einen Theil des ganz haarlosen, sieben bis acht Fuss langen Leibes aus dem Wasser. Ihre Nahrung besteht nicht blos aus kleinen Fischen, sondern auch aus allerlei, in den Strom fallenden, Früchten, z. B. der Inga-, der Sapucayabäume und der Labatia macrocarpa. Man hat den Delphin vom Amazonas wohl nicht selten für identisch mit dem *Delphinus Phocaena, L.* gehalten, von dem er sich am deutlichsten durch den schmaleren Rüssel unterscheidet. Schon das verschiedene Vaterland hätte daran erinnern können, dass hier zwei verschiedene Thierarten zusammengestellt worden. Während die mittlere Temperatur des Weltmeeres in den nördlichsten Breiten, dem Vaterlande des *D. Phocaena*, nur wenige Grade über dem Eispunct ist, lebt dieses Wassersäugthier hier in den Gewässern des Amazonas, deren Temperatur kaum jemals unter 20° R. betragen möchte. Der Delphin (hier *Boto*) ist übrigens für die Anwohner des Stromes minder wichtig, als die andern grossen Wasserthiere, denn sein Fleisch ist hart und von einem etwas thranigen Geschmacke. Auch ist die Lage weissen Speckes unter der Haut nicht so ergiebig, als die des Lamantin. Aus dem dicken Felle machen die wilden Indianer Schilde, und in der Höhle eines reinlich skeletirten Delphinschädels heben sie bisweilen ihr Paricá- oder Ypadúpulver auf. — Die thierischen Abfälle an der Fischerei hatten eine grosse Menge von Kaimans herbeigelockt, welche bald ruhig hin und herschwimmend, bald den Fluss mit dem Schwanze schlagend oder abwechselnd auf- und untertauchend, sich um die Nähe arbeitender Menschen nicht zu küm-